

Frauengerecht und frauenspezifisch : ein (Rück)Blick auf die deutschsprachige Schweiz

Autor(en): **Spreyermann, Christine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **SuchtMagazin**

Band (Jahr): **26 (2000)**

Heft 6

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-800534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Frauengerecht und frauenspezifisch – ein (Rück)Blick auf die deutschsprachige Schweiz

Die frauengerechte Suchtarbeit in der deutschen Schweiz hat sich auf der Basis des frauenspezifischen Bewusstseins und des Engagements einzelner Fachfrauen entwickelt. Damit dieser Prozess fortgesetzt werden kann, braucht es zusätzliche Anstrengungen und eine Institutionalisierung einer geschlechtergerechten Sichtweise in allen Bereichen der Suchtarbeit.

CHRISTINE SPREYERMANN *

Ich möchte mit meinem Blick in die Vergangenheit eine ganz persönliche Auswahl prägender Momente, Ereignisse und Tendenzen präsentieren und setze dabei in dem Zeitabschnitt an, in welchem ich selber meine ersten Berufserfahrungen in der Drogenarbeit machte.

* Christine Spreyermann, sfinx – Sozialforschung/Evaluationsberatung/Supervision, Maulbeerstr. 14, 3011 Bern, email: sfinx.cs@bluewin.ch, Tätigkeitsschwerpunkte: Qualitätsentwicklung und Selbst-Evaluation, Konzeptentwicklung, Teamentwicklung. Der Text basiert auf einem Referat, welches die Autorin am 14. September 2000 anlässlich der Tagung «Qualität hat ein Geschlecht» in Freiburg gehalten hat.

Suchen – erfinden – wagen: 1985 – 1990

1985 trat ich meine erste Stelle in einer der damals grossen und innovativen Drogeninstitutionen an. Man wählte mich im Wissen aus, dass ich mich für frauenspezifische Anliegen interessiere und dies in der Arbeit auch umsetzen möchte. Damit wurde mir damals deutlich signalisiert, dass man ein offenes Ohr für Frauenanliegen hatte. Es war eine Zeit, in der in den Institutionen der Drogenarbeit zahlreiche frauenspezifische Frauen arbeiteten. Doch wie frauenspezifische Arbeit aussehen und angepackt werden könnte – dazu gab es kaum Vorbilder, kaum Theorien.

Berlin mit der Frauen-Therapie WG «Violetta Clean» lag weit entfernt. Praktische Frauenarbeit existierte in der Schweiz im Gesundheits- und Sozialwesen – in Frauenhäusern, in Frauengesundheitszentren und in der Form von ersten Versuchen mit Mädchenarbeit in Jugendhäusern; praktische Erfahrungen und Beispiele in der Drogenarbeit gab es jedoch nicht. Immerhin begannen Mitarbeiterinnen der deutschschweizerischen Drogenarbeit zu dieser Zeit – institutionsintern und –übergreifend – darüber zu diskutieren, warum es anders gestaltete Angebote für Frauen braucht und wie diese aussehen könnten. Diese erste Vernetzungsarbeit erfolgte weitgehend im informellen Rahmen.

Fehlende Grundlagen

Theoretische Konzepte und Forschungsarbeiten zum Thema frauengerechte Suchtarbeit gab es zu dieser Zeit kaum. Wichtige theoretische suchtspezifische Impulse lieferte Susi Orbach mit dem Anti-Diät-Konzept; zu einer der wichtigsten Grundlagen in deutscher Sprache wurde zudem der Sammelband «Frau und Sucht»¹. In beiden

Publikationen wurde weibliches Suchtverhalten als eine mögliche Antwort auf die gesellschaftliche Stellung und Sozialisation von Frauen dargestellt. Ende der 80er-Jahre gelang es einigen Frauen, als Pionierinnen erste Eckpunkte zu setzen: 1989 entstand in Zürich als Teil der städtischen Kontakt- und Anlaufstellen der «Lila Bus» – eine Anlaufstelle, die sich an Drogenkonsumentinnen wandte, welche sich den Drogenkonsum mit Prostitution finanzierten. Der «Lila Bus» wurde zu einer Art Prototyp für frauenspezifische Drogenarbeit, zu einem Vorbild für nachfolgende Projekte. 1990 erfolgte die Eröffnung der therapeutischen Wohngemeinschaft Villa Donna. Pionierinnen gab es aber auch im Bereich Prävention, in der Forschung (Anja Dobler-Mikola) und in der Vernetzungsarbeit. Dank Ihnen kam es zur VSD-Tagung «Frauen sichten Süchte»².

Fordern – krampfen – kämpfen – beschreiben: 1991 – 1995

Diese Tagung «Frauen sichten Süchte» im Februar 1991 wurde von 200 Frauen besucht. Endlich gab es einen gemeinsamen Bezugspunkt, gemeinsame Grundlagen für eine Diskussion; endlich wurden die zahlreichen innovativen und suchenden, auf -zig Institutionen verteilten Frauen sichtbar und ansprechbar.

Das blieb nicht ohne Auswirkungen: Zwischen 1990 und 1995 planten Frauen zahlreiche Frauenprojekte. Einige von ihnen konnten realisiert werden – dank riesigem Engagement, mittels politischem Druck und mit ungeheurer Ausdauer. Sie wurden entweder als eigene Institutionen gegründet (OASE), oder sie entstanden innerhalb von bestehenden Einrichtungen (Neuthal). Das Engagement der Frauen galt dabei genau so der Realisierung von neuen Konzepten (Werkatelier für Frauen,



EAM) wie der Übertragung von etablierten (z.B. in Anlehnung an den Lila Bus) auf andere Regionen. Was den Projekten gemeinsam war: Sie mussten mit minimalen Ressourcen auskommen – die Planung und Finanzbeschaffung erfolgte zudem weitgehend in der Freizeit.

Ein schwieriger Weg ...

Es ist wohl nicht übertrieben zu sagen, dass einige der Projekte und engagierten Frauen auf Diät gesetzt wurden und langsam aushungerten. Der Kampf und die Bereitschaft, sich zu exponieren, brachten auch eine gewisse Isolation und Immunisierung mit sich. Die Schliessung der Villa Donna sehe ich im Zusammenhang mit dieser Isolierung und der damit einhergehenden Unfähigkeit, auf Kritik angemessen zu reagieren.

Frauenspezifische Arbeit war in diesen Jahren vor allem eine Frage eines frauenspezifischen Bewusstseins, der Schaffung bestimmter Rahmenbedingungen (z.B. Frauenraum) sowie der Beschreibung der Zielgruppen und weniger eine Frage von definierten Handlungskompetenzen oder einer definierten Methodik.

... nicht ohne Unterstützung

Wichtig für die Weiterentwicklung der frauenspezifischen Arbeit war die Unterstützung der Vernetzungsarbeit und die Förderung des frauenspezifischen Diskurses in einigen grossen Organisationen. Hier gelang es engagierten Frauen, Akzente zu setzen und Weichen zu stellen. Ich denke dabei da an die Schweizerische Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme SFA (mit Anne-Catherine Menétrey); ich denke

an die Förderung des Diskurses über die Sprachgrenze hinaus; ich denke an das Bundesamt für Gesundheit, in welchem Frauen und Männer kontinuierlich Kompetenzaufbau unterstützten, und ich denke an das IUMSP (*Institut universitaire de médecine sociale et préventive*) in Lausanne.

Neben der Arbeit auf der Praxisseite entstanden in der Schweiz einige wichtige Forschungsarbeiten: Im Bereich der Prävention die Arbeiten von Claudia Meyer, im Bereich Therapie jene von Anja Dobler-Mikola, und im Bereich Gesundheit die Arbeiten von Elisabeth Zemp (ISPM Basel) sowie die Zusammenstellung von Grundlagen durch Isabelle Rottenmanner, Marie-Louise Ernst und mir, die an der BAG-Tagung «Frauen – Sucht – Perspektiven» vorgestellt wurde³.

Sichern – vertiefen – differenzieren – definieren: 1996 – 2000

Der finanziell enger gesteckte Rahmen von (allen) Kantonen und Grosstädten zeigte Mitte der 90er-Jahre zunehmend Wirkung im Hinblick auf die frauenspezifische und frauengerechte Drogenarbeit. Einige Projekte mussten zudem lange Durststrecken überstehen, bis sie von der Zielgruppe akzeptiert wurden. Andere, geplante Projekte konnten nicht realisiert werden (z.B. der «Bus Lola 45» in Bern), und «MAGMA» in Fribourg, «Alchemilla» in Zürich und der «Frauenbus Lysistrada» in Olten sind Beispiele von Projekten, die nach kurzer Zeit wieder eingestellt wurden – aus Mangel an finanzieller Unterstützung und/oder wegen mangelnder Zielgruppenerreichung. Frauengerechte Arbeit musste sich (immer noch) legitimieren. In diesem Zusammenhang entstand auf Anregung des Frauenprojektes OASE in Basel im Auftrag des Bundesamtes für Gesundheit das «Argumentarium für

frauengerechte Drogenarbeit»⁴. Das Argumentarium sollte den Nutzen und die Notwendigkeit frauengerechter Arbeit aufzeigen und diese in ihren Grundzügen skizzieren. Von Interesse waren nicht mehr allein das richtige Bewusstsein, sondern immer mehr auch die konkreten Handlungskompetenzen und strukturellen Rahmenbedingungen. Einige Ergebnisse dieser Auseinandersetzung werden in diesem Heft im Artikel von Marie-Louise Ernst zum Instrumentarium für frauengerechte Drogenarbeit vorgestellt.

Erfolge sind sichtbar

Die Tagung «Qualität hat ein Geschlecht», welche dieser Ausgabe des SuchtMagazins zu Grunde liegt, gab den Anstoss dazu, ein Inventar frauenspezifischer und frauengerechter Angebote im stationären und niederschweligen Bereich zu erstellen. Die Umfrage, die Claudia Willen im Auftrag des Bundesamtes für Gesundheit durchführt, zeigt zu erst einmal ein grosses Echo: Der Rücklauf beträgt fast 40 Prozent. Die erste Ergebnisse können folgendermassen zusammengefasst werden:

- In 70 von 200 antwortenden Institutionen werden frauengerechte Angebote gemacht. Darunter befinden sich 14 frauenspezifische Institutionen.
- Im Hinblick auf die institutionelle Verankerung zeigt sich, dass in nur gerade 5 von 56 Institutionen das frauengerechte Angebot auf Subventions-/Vertragsebene verankert ist.
- Immerhin in 20 Institutionen ist die frauengerechte Ausrichtung auf Trägerschaftsebene verankert.
- Auf Ausbildungsseite findet eine Institutionalisierung frauenspezifischen Knowhows statt: Es gibt Lehrgänge zu frauenspezifischer Therapie und Beratung, und es gibt einen

Nachdiplomlehrgang zu frauenspezifischer Sozialarbeit.

- Auch in Hinblick auf Vernetzung und Weiterentwicklung frauenspezifischer Arbeit wurde einiges geleistet. So entstand der umfangreiche 10 Jahresrückblick der Gassenarbeiterinnen; es gibt die VSD-Fachgruppe «frauengerechte Drogenarbeit», welche sich jeweils über ein Jahr hinweg in konstanter Zusammensetzung für den fachlichen Austausch trifft, und auf nationaler Ebene wurde (innerhalb des BAG) 1996 die Stelle einer Fachbeauftragten für die Förderung frauengerechter Suchtarbeit eingerichtet – eine Stelle, die zur Zeit durch Marie-Louise Ernst besetzt ist.

Es gibt also durchaus kleine Erfolge zu feiern, auf Praxis-, Forschungs-, Theoriebildungs- und Vernetzungsebene.

Ausblicke

Frauenspezifische und frauengerechte Arbeit ist immer noch in erster Linie Frauensache. – Frauengerecht aus der Sicht von KlientInnen kann sich eine Institution jedoch nur präsentieren, wenn Frauen von Frauen und Männern gleichermassen frauengerecht behandelt werden. Dies bedingt, dass in gemischtgeschlechtlichen Institutionen auch Männer über entsprechendes Knowhow verfügen und dass der Anspruch auf frauengerechte Angebote institutionell verankert ist.

Die Grösse der Deutschschweiz und die föderalistische Struktur unseres Landes setzen der Entwicklung frauenspezifischer und frauengerechter Drogenarbeit Grenzen oder mindestens einen klaren Rahmen. Auf der Nachfrageseite heisst das, dass die Projekte in Bezug auf die Zusammenarbeit und Absprachen unter den Kantonen angewiesen sind. Nicht in jedem Kanton ist die Nachfrage genügend gross, um eigene

frauenspezifische Institutionen zu schaffen. Auf der Angebotsseite ist zu berücksichtigen, dass die Zielgruppe in einigen Bereichen ein grosses Bedürfnis nach Anonymität hat. Ich denke da an die Projekte, die sich an Frauen wenden, welche sich für die Beschaffung der Drogen prostituieren. Wie viele Schweizer Städte können dieses Bedürfnis nach Anonymität überhaupt genügend befriedigen? Vielleicht ist die mangelnde Anonymität mit ein Grund dafür, dass solche Projekte immer wieder mit einem Rückgang der Besucherinnen zu kämpfen haben.

Hinsichtlich der Vernetzung ist zu bedenken, dass die Schweiz sehr klein ist. Sie ist so klein, dass die Vernetzung teilweise schon von den KlientInnen geleistet wird, weil sie mobil sind und in relativ kurzer Zeit einen ansehnlichen Institutionenparcours durchlaufen. Für die MitarbeiterInnen müssen die Form und die Frequenz der Austauschgremien in Hinblick auf die jeweilige Zielsetzung (Erfahrungsaustausch, Koordination, Intervention und fachliche Weiterentwicklung) definiert werden. Ich persönlich würde im Hinblick auf die Vernetzung für bescheidenere Ziele, bescheidenen Aufwand und dafür für grössere Kontinuität und personelle Unabhängigkeit plädieren. ■

¹ Christa Merfert-Diete, Roswitha Soltau (Hg.), 1984: Frauen und Sucht: die alltägliche Verstrickung in Abhängigkeit. Reinbek b. Hamburg

² Christine Bendel, Angela Brianza, Isabelle Rottenmanner (Hrsg.), 1992: Frauen sichten Süchte – Frauenfachtagung in Olten im Februar 1991. Lausanne : Schweiz. Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme

³ Marie-Louise Ernst, Isabelle Rottenmanner, Christine Spreyermann, 1995: Frauen – Sucht – Perspektiven: Grundlagen zur Entwicklung und Förderung frauenspezifischer Drogenarbeit : Studie im Auftrag des Bundesamtes für Gesundheitswesen. Bern

⁴ Das Argumentarium kann auf der Homepage des BAG unter folgender Adresse als Pdf-Dokument herunter geladen werden: <http://www.admin.ch/bag/sucht/andere/d/argumfrd.pdf>